GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Koloniale Globalisierung : Geschichte aus dem Blickwinkel der Emma Sandile (1842 – ca. 1893)

Rüther, Kirsten

2012

https://doi.org/10.25595/1123

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rüther, Kirsten: *Koloniale Globalisierung : Geschichte aus dem Blickwinkel der Emma Sandile (1842 – ca. 1893)*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 23 (2012) Nr: 2, 33-48. DOI: https://doi.org/10.25595/1123.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2012.23.2.33

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Koloniale Globalisierung
Geschichte aus dem Blickwinkel der Emma Sandile (1842 – ca. 1893)

Kirsten Rüther

Emma Sandile war eine Xhosa-Prinzessin, die Mitte des 19. Jahrhunderts auf Druck eines britischen Kolonialgouverneurs im Alter von 15 Jahren an eine Schule in Kapstadt gebracht wurde. Von ihrer Familie separiert, sollte sie dort zu einem Teil einer neuen, der Kolonialmacht gegenüber loyalen Elite erzogen werden. In Briefen versuchte sie, Beziehungen herzustellen, für die sie das Vokabular von Familie und Verwandtschaft verwendete. Mit dem Rekurs auf Verwandtschaft als Beziehungsmuster schrieb sie sich zugleich in koloniale Machtverhältnisse ein. Im Gegenzug für ihre Position als Mittlerin zwischen den ansässigen Führungsschichten und der neuen Macht wurde ihr eigener Landbesitz in Aussicht gestellt. Von ihrer Ehe mit einem *chief* wiederum versprach sich die Regierung, dass sie ihren Mann im Sinne der Briten beeinflussen würde. Doch ihre Verheiratung schlug fehl. Die im Status privilegierte Kolonisierte wurde zu einer Frau, die „roten Ocker" trug und in der hierarchischen Ordnung kolonialer Globalisierung Handlungsspielraum einbüßte, ihn jedoch nie ganz verloren gab.

Emma Sandiles Geschichte bietet die Chance, auf eine Akteurin der Globalisierung zu blicken, die wie viele andere AkteurInnen unter den Bedingungen des sich verfestigenden Kolonialismus im 19. Jahrhundert in globale Bezüge verstrickt wurde. Gleichzeitig steht sie für eine Mehrheit von Menschen, insbesondere von Frauen, über die die Globalgeschichte derzeitiger Prägung gern hinweggeht. Dass Emmas Geschichte Teil einer fast 700 Seiten umfassenden unveröffentlichten Studie über das Zonnebloem College geblieben ist, aus der neben einigen kleineren Aufsätzen in Buchform einzig ihr Leben als ein in Rezensionen viel gepriesenes Kleinod ausgekoppelt wurde, bezeichnet das Dilemma.[1]

1 Vgl. Janet Hodgson, A History of Zonnebloem College 1858 to 1870. A Study of Church and Society, unpublished M.A. thesis, University of Cape Town, 1975. Ausgekoppelt mit Bibliographie, aber ohne Fußnoten: Janet Hodgson, Princess Emma, Johannesburg 1987. Emma Sandile besuchte das Zonnebloem College von 1858 bis zu ihrer ersten geplanten Verheiratung 1867.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

In Archiven, der lokalen Überlieferung und innerhalb von Familien gibt es Wissen über Frauen wie Emma. In den ambitionierten strukturellen Untersuchungen bleibt eine Akteurin ihres Formats jedoch unberücksichtigt, solange diese nicht speziell frauengeschichtlich ausgerichtet sind.[2] Niemand bestreitet den Wert, den es hätte, die Handlungsspielräume einer Akteurin, die als Person schwarzer Haut und weiblichen Geschlechts Status verlor, empirisch und perspektivisch in größere Geschichtsentwürfe und auch in die globalgeschichtliche Historiographie aufzunehmen. Dennoch werden derartige Akteurinnen von der Forschung weiterhin fast gänzlich aus dem Untersuchungshorizont ausgeschlossen. Dieser Beitrag versucht, den Anteil einer solchen Protagonistin am Entstehen globaler Beziehungen aus mehr als einer Perspektive und in mehr als einem Kontext zu bestimmen.[3]

1. Emma Sandiles südafrikanische Handlungsfelder

Die 1842 im Osten der südafrikanischen Kapregion geborene Emma, Tochter des Xhosa-*chief* Sandile, reiste physisch-geographisch zwar nicht weit, war aber den globalen Dimensionen ihres Zeitgeschehens in vielfacher Weise ausgesetzt. Schon strukturell, erst recht aber in eruptiven Ereignissen waren sie, ihre VorfahrInnen und ihre ZeitgenossInnen seit dem späten 18. Jahrhundert mit zunehmend gewaltförmigen Umbruchsituationen konfrontiert, die alte Gewissheiten und gesellschaftliche Rollen erschütterten, wenn nicht erodierten. Koloniale Kriege setzten nicht nur politische Autoritäten unter Druck, sondern brachen Sozialgefüge auf und zerstörten wiederholt die wirtschaftlichen Grundlagen der Bevölkerung.[4] Die Regierung der Kapkolonie profitierte von nachfolgenden Hungersnöten und struktureller Verarmung, weil viele Menschen sich in die Arbeitsregister ein-

2 Eine Ausnahme bildet freilich Gesine Krüger, Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika, Köln 2009, 82–105.

3 Dabei werden Frageperspektiven nicht zuletzt von den Besonderheiten der aktuellen geschlechterspezifischen Ungleichheitssituation in Südafrika geprägt. Das Land durchlebt einen ambivalenten Umgang mit Frauen. Während im Befreiungskampf gegen die stark paternalistisch gefärbte Apartheid Frauenfragen dem Kampf um Nation nachgeordnet wurden, gewann das Thema Frauen seit 1990 Präsenz im Rahmen der Bestrebungen, Diversität gesellschaftlich zu leben. Anteilsmäßig sitzen in Südafrika weltweit die meisten Frauen im Parlament. Gleichzeitig weist Südafrika die weltweit höchste Gewalt- und Vergewaltigungsrate gegenüber Frauen auf. Vgl. Ronit Frenkel, Feminism and Contemporary Culture in South Africa, in: African Studies, 67, 1 (2008), 1–10. Mit frauengeschichtlichem Impetus auch Jean Allman, Susan Geiger u. Nakanyike Musisi Hg., Women in African Colonial Histories, Bloomington 2002, oder Tiyambe Zeleza, Gender Biases in African Historiography, in: Ayesha Imam, Amina Mama u. Fatou Sow Hg., Engendering African Social Sciences, Dakar 2005, 81–116.

4 Vgl. Christoph Marx, Kolonialkrieg und rassistische Dämonologie. Das südliche Afrika im 19. Jahrhundert, in: Mihran Dabag, Horst Gründer u. Uwe-K. Ketelsen Hg., Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid, München 2004, 167–184; Jeff Peires, The Dead Will Arise. Nongqawuse and the Great Xhosa Cattle-Killing Movement of 1856–7, London 1989.

schrieben. Dies eröffnete der Kolonialmacht Spielräume für Umsiedlungen und Bevölkerungsverschiebungen.[5] Im Gefolge dieser Umbrüche wurden auch Geschlechterverhältnisse brüchig und neu austariert – eine in der Geschichtsinterpretation der Kapregion unterrepräsentierte Forschungsperspektive.[6]

Vor diesem Hintergrund knüpften nach dem verheerenden *cattle killing* 1856/57 der Xhosa-*chief* Sandile und der neue Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Grey, eine Beziehung unter Ungleichen, zu deren Bestätigung der *chief* seine älteste Tochter Emma sowie seinen Sohn Gonya ins ferne Kapstadt gab. Wer sie einst verheiraten dürfe, war zu diesem Zeitpunkt ungeklärt. Diesbezüglich soll es zu einem Pferdewettrennen zwischen Sandile, seinen Ratsleuten und Sir George gekommen sein, das aber wahrscheinlich unentschieden ausging.[7] Auch andere vom Krieg gebeutelte *chiefs* und Würdenträger entschieden, einige ihrer Kinder in die Hände der Kolonialmacht zu geben. Die Mütter der Kinder sorgten anschließend dafür, dass die zwischen den Männern ausgehandelte Anzahl der zu entsendenden Töchter geringer als geplant ausfiel.

Die jungen Menschen aus der einheimischen Führungsschicht wurden nach 1857 fern von ihren Eltern und Verwandten in der Hauptstadt Teil eines politisch-pädagogischen Experiments, das sie in Berührung mit dem Konzept der erzwungenen Assimilation brachte, welches wiederum der als höchst erfolgreich geltende britische Kolonialgouverneur Grey von Südaustralien über Neuseeland nach Südafrika transferiert hatte. Tatsächlich sollten die 15-jährige Emma und ihr Bruder, wie auch die Kinder anderer, oft mit ihnen verwandter *chiefs* als RepräsentantInnen aus Familien mit gehobenem Status und herausgelöst aus ihrem bisherigen Umfeld, am 1858 neu gegründeten Schulinstitut Zonnebloem der Kolonialmacht gegenüber loyal erzogen werden, um als erwachsene FürsprecherInnen und VermittlerInnen kolonialer Herrschaft zu ihren Leuten zurückzukehren. An der Seite der *chiefs* neuer Prägung sollten Frauen deren Werte teilen und im Sinne der Kolonialregierung auf ihre Männer einwirken. Mit der Leitung der Schule wurde der ebenfalls neu in der Kolonie eingetroffene Bischof der Anglikanischen Kirche, Robert Gray, beauftragt.

25 SchülerInnen besuchten die Schule 1858; 1860 waren es bereits 49. Insbesondere bei der Ausbildung der zahlenmäßig kleinen Gruppe der Mädchen wurde häufig improvisiert. Über die geschlechterspezifischen Anteile in ihrer Ausbildung lässt die bruchstückhafte Quellenlage keine Aussage zu. Im Mittelpunkt für alle stand jedoch die Vorbereitung auf zukünftige Herrschaftsfunktionen, die im Rahmen der von den Briten favorisierten indirekten Herrschaft immer im Sinne einer Vermittlungsfunktion

5 Vgl. Jeff Peires, Sir George Grey versus the Kaffir Relief Committee, in: Journal of Southern African Studies, 10, 2 (1984), 145–169.

6 Vgl. Helen Bradford, Women, Gender and Colonialism. Rethinking the History of the British Cape Colony and Its Frontier Zones, c. 1806–70, in: Journal of African History, 37 (1996), 351–360. In dem Aufsatz geht es nicht primär um die Bestimmung von Geschlechterrollen, sondern um die Beteiligung von Frauen an zwei zentralen Rebellionen, die die Regionalgeschichte umperspektiviert.

7 Vgl. Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 94f.

verstanden werden müssen. Diese sollten die ausgebildeten SchülerInnen in der Zeit nach dem Krieg übernehmen. Im Rahmen der schulischen Erziehung war zeitweise eine große Nähe zwischen der sich etablierenden Kolonialmacht und der heranwachsenden einheimischen Elite möglich: Schüler, die der Gouverneur als „dear little Kafir Princes“[8] bezeichnete, wurden von ihm zum Tee und zum Schachspiel eingeladen. Freilich war dies kein Ausdruck von Familiarität und Freundschaft, vielmehr sollten sie auf diese Weise künftige gesellschaftliche Verpflichtungen einüben. Für Emma mag hier generell die Konturierung von Status und sich potentiell eröffnender Handlungsspielräume unter den kolonialen Bedingungen ausschlaggebender gewesen sein als ihre geschlechterspezifische Positionierung.

Ihre Rolle als zukünftige Ehefrau mit potentiell großem Haushalt sowie als Mittlerin zur neuen Macht erlaubte es Emma, Beziehungen zu den Vertretern neuer Macht aufzubauen. Hierbei spielte das Vokabular von Familie und Verwandtschaft eine zentrale Rolle. Sir George redete sie mit „Onkel“ und „Vater“ an, da er Emmas Einschätzung zufolge in ihrer wechselseitigen, aber ungleichen Beziehung für sie und über sie hinweg Entscheidungen treffen könne: „I cannot do as I like now because you are in my father's place if you do listen to my ask I am sure I do not know what I shall do, because I cannot do anything for you, and you can do so much for me.“[9] Diese Bitte sprach sie in einem Brief aus, in dem sie (vergeblich) darum bat, ihre Eltern besuchen zu dürfen. Weil sie in Kapstadt praktisch ohne Eltern war, war Sir George an die Stelle ihres Vaters getreten. Auch Sir George legte sich semantisch in seinem Verhältnis zu den sozial privilegierten Kolonisierten ähnlich fest. Er unterschrieb Briefe mit „from your father, G. Grey“, um Anweisungen durchzusetzen und seinen Herrschaftsanspruch als geradezu natürlich gelten zu lassen.[10] Schließlich wusste er, dass der Titel „Vater“ breite Konnotationen in der britischen wie in der Xhosa-Gesellschaft hatte. Komplexe und widersprüchliche Beziehungen gingen in ein Vokabular ein, das Hierarchien und Loyalitäten alltagsgerecht und vielfältig interpretierbar zu benennen schien – und Weißen, Fremden sowie nach Macht Strebenden Vertrauensstellungen an Kontrollpunkten dieser sich konflikthaft über Grenzen hinweg erstreckenden Beziehungen zuschanzte.[11] Dabei bot Verwandtschaft ein höchst wandlungsfähiges und relational eingebettetes Vokabular, mit dem im situationsspezifischen Jonglieren mit Distanz und Nähe sowohl

8 Zit. nach: Krüger, Schrift, wie Anm. 2, 89.

9 Brief vom 2. November 1860, zit. nach: Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 81.

10 Zit. nach: James Gump, The Imperialism of Cultural Assimilation. Sir George Grey's Encounter with the Maori and the Xhosa, 1845–1868, in: Journal of World History, 9, 1 (1998), 89–106, 96. Auch Bischof Gray verwendete solche Worte, als er mit dem Sotho-König Moshoeshoe darüber sprach, nicht nur Söhne, sondern auch deren zukünftige Frauen nach Kapstadt zu schicken. Er betonte die Qualität der Ausbildung: „I have a Christian lady from England who teaches the girls and is a Mother to them.“ Zit. nach: Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 71.

11 Vgl. Frances Gouda u. Julia Clancy-Smith, Introduction, in: dies. Hg., Domesticating the Empire. Race, Gender, and Family Life in French and Dutch Colonialism, Charlottesville 1999, 1–19, 9f.

Gender wie auch Status, wenn nicht gegenseitig, so doch von mehreren Seiten her verhandelt werden konnten.[12] Denn das Beziehungsgefüge, in dem sowohl Emma als auch der Gouverneur ihre Position sichern wollten, war gleichzeitig paternalistisch unterfüttert. Inwiefern es sinnvoll ist, hier analytisch trotzdem in Kategorien von Verwandtschaft zu denken, wird aus der Analyse weiterer Briefe ersichtlich.

Anlässlich ihrer geplanten Verheiratung korrespondierte Emma mit Bischof Gray. Erneut rekurrierte sie auf Verwandtschaft und – stärker als gegenüber dem Kolonialgouverneur – auf ein paternalistisches Abhängigkeitsverhältnis. Wenn wir davon ausgehen, dass Lese- und Schreibfähigkeit eher als individuell gestalteter „Vektor" denn als fixes Attribut einer sozialen Schicht oder eines geschlechterspezifisch definierten Segments einer Gesellschaft gilt,[13] dann gewähren Emmas Briefe keinen unmittelbaren Einblick in ihre persönlich-private Sphäre. Derartige Briefe zeugen vielmehr von einer Auseinandersetzung mit dem Kolonialstaat, in der manche Schreiberin die offizielle Sprache der Kolonialadministration kooptierte, auch um angesichts eklatanter Ungleichheit das eigene Leben zu stabilisieren.[14] So schrieb Emma:

> My dear Lord Bishop, I write to you as a child to her parents and I am sure I need not called you any other way but my father. I have been brought under your care ... I am sure I am almost in great hope that although I am not near you still you could do anything for anybody no matter who they are you show your kindness to them even to us black boys and girls. Really my Lord, your kindness to me has been more than my own father would do to me ... I could cry only because I am afraid I should perhaps never see you again both you and Mrs. Gray. She is king (sic) hearted, and if you be kind enough to give my love to the young ladies and tell them that I take great pride in them which I hope they will always do the same to everybody.[15]

Hier eröffnete sich Emma einen Handlungsspielraum. Sie machte sich zum „Kind", nicht etwa zur „Tochter" des Bischofs und erwartete, dass er Fürsorge und Macht überall dort walten lasse, wo ihr Geschick, repräsentativ für andere „schwarze Jungen und

12 Die Auswertung von Briefen einer sich ebenfalls schreibend betätigenden neuen Elite, jene der wesleyanischen Evangelisten, hat übrigens gezeigt, dass diese im späten 19. Jahrhundert viel unterwürfiger formulierten und nie das Vokabular der Verwandtschaft bemühten. Allenfalls auf die Beziehung der Freundschaft beriefen diese sich in der größten Not. Vgl. Lize Kriel, To My Dear Minister. Official Letters of African Wesleyan Evangelists in the Late 19th-Century Transvaal, in: Adrien Delmas u. Nigel Penn Hg., Written Culture in a Colonial Context. Africa and the Americas 1500–1900, Leiden 2012, 243–258.

13 Vgl. Karin Barber, Introduction. Hidden Innovators in Africa, in: dies. Hg., Africa's Hidden Histories. Everyday Literacy and Making the Self, Bloomington 2006, 1–24, 5. Zum Hinweis, dass Schrift und Literalität sich nicht säuberlich entlang der Kategorien von „race" oder Herrschaft beschreiben lassen, vgl. Krüger, Schrift, wie Anm. 2, 22 f.

14 Vgl. Barber, Introduction, wie Anm. 13, 9.

15 Brief vom 3. Januar 1864, zit. nach: Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 99.

Mädchen", von seiner Güte und seinem Wohlwollen abhing. Als kooptierte Privilegierte mit zukünftiger Vermittlerinnenrolle bedingte sie sich Nähe und wohlwollende Behandlung auch für jene aus, die sich nicht durch eine Statusposition auszeichneten, sondern „einfach" nur schwarz waren. Wie zuvor in anderen Briefen an den Bischof betonte sie erneut, dass seine „Vaterschaft" auf einer gegenseitigen Vereinbarung beruhe, sodass sie sich ihm – wohl im Gegensatz zu anderen, weniger privilegierten ZeitgenossInnen – „ohne Scham und Angst" nähere. Gleichwohl unterzeichnete sie den Brief formgerecht und Distanz wahrend mit „I am your dutyful servant, Emma".[16] Auch Mrs Gray galt als Teil der Beziehungskonstellation, allerdings ohne von Emma mit einem Verwandtschaftstitel bedacht zu werden. Mit respektvoller Distanz berücksichtigte Emma schließlich auch die Töchter des Bischofs als „junge Damen" in ihrer Sicht der Beziehungsmatrix. Bischof Grays Kommentar über Emma an den Kolonialgouverneur ist daher als eine Begrenzung von Emmas Anspruch im Prozess der Herrschaftsaushandlung zu verstehen, der sich der Bischof versichern und die er dem Kolonialgouverneur gegenüber betonen musste: „She is a good and amiable girl, but not very clever. Had she more strength of character she might be the means of winning a whole people to God. I am anxious about her and mean to keep up a correspondence with her. Four years ago that child was a naked savage."[17] Diskursiv konnte der „Kolonisierer", Bischof Gray, in dieser für ihn vertrackten Situation klare Hierarchien postulieren – in der Alltagspraxis nicht unbedingt. Denn koloniale Herrschaft und die darauf beruhende globale Vormachtstellung der Briten waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht endgültig austariert. Emma und der Bischof bewegten sich aufgrund dieser Ambiguität in einer Beziehungskonstellation, die sowohl von Paternalismus wie von der Imagination familialer Hierarchien geprägt war. Im Vergleich zu Emmas intendierter Beziehung zu Gouverneur Grey trat in dieser Beziehung jedoch das paternalistische Element deutlicher zum Vorschein, denn sie warb um die „väterliche" Autoritätsfigur mehr als um Nähe zu den weiblichen Mitgliedern seiner Familie. Der Gouverneur mochte ihren Vater vertreten; der Bischof vertrat selbstverständlich einen viel höheren „Vater".

Emma, die meist nur in besonderen Situationen schrieb, wusste die Technik auch nach Unterbrechungen wieder zu aktivieren, wiederum um im Rückgriff auf die Terminologie von Familie und Verwandtschaft Ansprüche auf Gegenseitigkeit in der kolonialen Herrschaftssituation explizit zu machen. Als Frau sollte sie hierbei ihrem eigenen Verständnis zufolge, aber auch gemäß der Sichtweise des Gouverneurs, des Bischofs und wahrscheinlich der entmachteten *chiefs* eine Rolle erfüllen, die unter anderem an ihr Geschlecht gekoppelt war. Leider bleiben genauere Aussagen über geschlechterspezifische Ordnungen schwierig. Zum einen fehlen entsprechende Quellen, zum anderen hatten die Kriege Gewissheiten so durcheinandergewirbelt, dass eventuell als bestehend eruierbare Geschlechterordnungen ohnehin über den Wandel in den 1850er

16 Brief vom 3. Januar 1864, zit. nach: Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 101–103.

17 Brief vom 3. Januar 1864, zit. nach: Hodgson, Princess, wie Anm. 1, 99.

und 1860er Jahren keinen Aufschluss geben. Aufgrund ihres privilegierten Status relativierte sich jedenfalls, dass Emma außerdem „schwarz" war. Sie konnte die koloniale Situation nicht revidieren, aber einen gewissen Spielraum aushandeln und sich dabei schreibend und Beziehungen herstellend für sich und andere verwenden. Ohne weitgehende Rechte als Frau, als Schwarze oder als prospektive Herrscherin mit Mittlerinnenfunktion für sich und andere einzufordern, versicherte sie sich einer relativ beschützten Position. Gleichwohl ging weder die Beziehung zwischen Emma und dem Bischof noch die zwischen ihr und dem Kolonialgouverneur in einem paternalistischen Verhältnis auf, wie weiter unten gezeigt wird.

Es ist nicht so, dass Emma als erste Frau das Wort ergriffen hätte, um Optionen für politisches Handeln auszuloten. Die Frauen inhaftierter *chiefs* auf der Verbannungsinsel Robben Island, Mütter und Tanten einiger der SchülerInnen, schmuggelten Nachrichten in afrikanische Wohnquartiere in Kapstadt und erhielten daraufhin ein Reiseverbot.[18] Auch Emma sandte Worte weiter, allerdings mit Mitteln, die den Frauen aus der Generation der Mütter nicht zur Verfügung standen. Schriftlichkeit und damit auch die Fähigkeit, Briefe zu schreiben und mit ihnen Beziehungen herzustellen, wurden in der kolonialen Situation als eine Technik des Fortschritts vermittelt, mit der sich – so das Versprechen – „zivilisierungsbereite" Menschen im Ostkap in die bereits „zivilisierte" Menschheit jenseits der Kolonie würden einschreiben können. Diese von den „Kolonisierern" vertretene Ansicht übernahmen die „Kolonisierten" und wendeten sie gleichsam gegen sie. Denn obwohl die Briten Lesen und Schreiben als Kulturtechnik vermitteln wollten, beabsichtigten sie nicht, dass junge Frauen mittels dieser Technik mit Staat und Kirche auf Tuchfühlung gingen und sich damit eigenständige Handlungsoptionen erwarben.

Nachdem eine geplante monogame Eheverbindung zwischen Emma und einem dem Bischof und dem Kolonialgouverneur genehmen christlichen *chief* 1864 fehlgeschlagen war, betätigte sich die gebildete junge Frau – zwangsläufig – auf einer Missionsstation. Wie die Kolonisierung stellte auch die Christianisierung einen zentralen Versuch dar, Gesellschaften Afrikas in globale Bezüge einzubinden. Ohne Kolonisierung und ohne Konversion zum Christentum, so das Diktum, war eine Partizipation an der Entwicklung der Menschheit schlechthin unmöglich. Emma beendete ihre Tätigkeit in der Mission aber bald. Denn in dem Maße, wie Emmas einst privilegierter Status bröckelte, engte im Missionskontext eine immer stärker geschlechterspezifisch definierte Rollenzuweisung Emmas Handlungsspielraum empfindlich ein. Als Christin war sie zwar in eine global-universale Struktur von Religion eingebunden, doch fand sie dort nicht in ihre Rolle an dem ihr vorgegebenen Platz. Sie arbeitete angeblich nicht hart genug. Bezeichnenderweise soll sie ihre Arbeit aufgrund eines Verhältnisses mit einem verheirateten Mann aufgegeben haben. Nicht länger in der Lage, die in der

18 Vgl. Krüger, Schrift, wie Anm. 2, 94; Janet Hodgson, Xhosa Chiefs in Cape Town in the Mid-19th Century, paper presented at the Cape Town History Conference, University of Cape Town 1975, 11.

Mission geschlechterspezifisch vorgegebene Rolle durch ihre Statusposition abzufedern, wandte sie sich vom „Globalen" dieser Form ab. Erfolgreich beanspruchte daraufhin erneut ihr Vater die verlorene Autorität über sie. 1869 heiratete Emma einen nachrangigen, in seinen Landrechten nicht abgesicherten *chief*. Die Kolonialregierung, die Emma noch teilweise als ein britisches Subjekt und somit als unter ihrem Schutz stehend betrachtete, sorgte dafür, dass sie als dessen zweite Frau trotzdem den Rang der Hauptfrau erhielt. Emma trug ab 1876 „roten Ocker",[19] nachdem ihr Mann wegen mangelnder Unterwürfigkeit den Kolonialbehörden gegenüber die Hälfte seines *chiefdom* an seinen Bruder hatte übertragen müssen. Erneut intervenierte Emma brieflich zugunsten ihres Mannes. Doch ihre Intervention war diesmal nicht von Erfolg gekrönt. Um 1876 ließ sich die britische Kolonialmacht nicht mehr wie in der Situation der *frontier* herausfordern. Nach dem Tod ihres Mannes wurde der Bischof im Namen der Regierung nochmals für die nunmehrige Witwe aktiv. Emma erhielt für sich und ihre Nebenfrauen das ihr bei ihrer Übersiedelung nach Kapstadt versprochene eigene Land – ein völliger Bruch mit „traditionellen" Frauenrechten.[20] Sie starb wahrscheinlich 1893.

2. Globale Bezüge

Nichts spricht dagegen, die Geschichte der Globalisierung im 19. Jahrhundert aus der Warte der Emma Sandile zu beschreiben. Längst haben Jürgen Osterhammel und Niels Petersson dafür plädiert, sich der Entstehung des Globalen nicht allein über den Rückgriff auf unverbundene Parallelgeschichten einzelner Zivilisationen und Länder oder gar über den Erklärungsansatz des Weltsystems zu nähern:

> Lässt sie [die Welt] sich nicht auch „von unten" konstruieren? ... Selbst scheinbar isolierte dörfliche Gemeinschaften sind ... über kulturell-religiöse Kommunikation, Geldströme oder Heiratsbeziehungen in Interaktionszusammenhänge von großer Reichweite integriert. Zugleich partizipieren Individuen bereits bei solchen Kleingruppen an verschiedenen überlappenden, aber nicht deckungsgleichen sozialen Zusammenhängen, die deshalb auch nicht als „Teile" eines räumlich umgrenzten gesellschaftlichen „Ganzen" angesehen werden können.

19 Brief vom 9. September 1880 eines ehemaligen Mitschülers von Emma an den ehemaligen Gouverneur Grey, zit. nach: Krüger, Schrift, wie Anm. 2, 101. „Roter Ocker" war ein Mittel der Schönheits- und Körperpflege. Er stand für Kolonisierende, Missionare und afrikanische Konvertiten als Inbegriff von Rückständigkeit und der damals als negativ bewerteten „Tradition". Einer Rolle als VermittlerIn konnten „rote" Leute, anders als „Schulleute" – dem Gegenbegriff zu „rot" –, aus Sicht der Kolonialregierung und der christianisierten Elite nicht gerecht werden.

20 Aus Platzgründen wird das Thema des Landerwerbs und die damit verbundene Erbfrage für Frauen hier nicht weiter vertieft.

> Paradoxerweise scheint es daher mehr zu versprechen, mit der Erforschung weltweiter Zusammenhänge auf der Ebene individuellen Handelns zu beginnen statt auf derjenigen der Welt als ganzer.[21]

Dem ist beizupflichten. Doch kommt es dabei auf etwas Weiteres wesentlich an: Die Berücksichtigung von spezifisch gelagerten Machtverhältnissen und geschlechterspezifischen Ungleichheiten[22] erfordert die Umperspektivierung der Geschichtserzählung. Um zum Beispiel Emmas „Integration" in „Interaktionszusammenhänge von großer Reichweite" zu fassen, genügt es nicht, das Koloniale „als Dimension ständig mit [zu] bedenken", statt es als separates Kapitel einer global betrachteten Epoche auszuweisen.[23] Denn Kolonialismus zieht sich als Struktur nicht einfach durch bestehende thematische Zusammenhänge. Emmas Beispiel macht deutlich, dass GlobalhistorikerInnen aus mehr als einer Perspektive und in mehr als einem Kontext argumentieren müssen. Ausgehend von Emmas Geschichte ergeben sich besondere Schnittstellen zwischen modular zusammensetzbaren Feldern, in denen globale Interaktionen verdichtet fassbar werden.

Gerade im 19. Jahrhundert kam die Globalisierung grundsätzlich kolonial gewandet daher, nicht nur zu Emma Sandile. Die Anbindung eroberter Gesellschaften an europäische Ideen, politische Institutionen und kapitalistische Ökonomien verwandelten die Welt nicht in ein homogenes, durch Beziehungen enger geknüpftes Netz. Ganz explizit strebten europäische Gesellschaften an, sich durch die koloniale Anbindung Anderer Vorteile auf deren Kosten zu verschaffen. Kolonialismus schuf fragmentierte Gesellschaften und eklatante Unterschiede.[24] Auch der militärisch bereits besiegte *chief* Sandile wurde in das koloniale Projekt eingebunden, um in absehbarer Zeit durch jüngere Herrscher ersetzt zu werden, mit denen die britische Kolonialmacht unmittelbarer zu ihrem Vorteil – und ohne weitere Kosten für Kriegseinsätze – zu kommunizieren hoffte. Der *chief*, den Emma zunächst heiraten sollte, wurde wie ihr späterer Ehemann der britischen Kolonialmacht zur Stabilisierung des britischen Wunsches nach globalem Ruhm und Reichtum unterworfen. Bei der Durchsetzung solcher imperialer Visionen kamen Sandile, Emma und viele andere mit „Kolonisierern" in Berührung, die klassische koloniale Karrierewege verkörperten. So hatte Bischof Gray in Großbritannien lange unter der städtischen Arbeiterbevölkerung gewirkt. Die Beförderung ins Bischofsamt nach Kapstadt führte ihn von der internen in die externe Kolonialisierung: Statt weiterhin marginalisierte Menschen in der Metropole zu regulieren,

21 Jürgen Osterhammel u. Niels P. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003, 20.

22 Vgl. Claudia Ulbrich, Ständische Ungleichheit und Geschlechterforschung, in: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit, 15, 1 (2011), 85–104.

23 Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, 16.

24 Vgl. Jane Burbank u. Frederick Cooper, Empires in World History. Power and the Politics of Difference, Princeton 2010, 288f.

bildete er fortan künftige schwarze Kirchen- und Gesellschaftsführer aus, die zunächst aufgrund ihres familiären Hintergrundes als privilegiert galten, deren politischer Status aufgrund ihrer Kolonialisierung aber fragil war. Sir George Grey hingegen war einer jener mobilen Kolonialbeamten, auf deren Expertise und Willen zur Herrschaftsdurchsetzung sich das British Empire stützte. Einerseits ein Rädchen im Getriebe, trieb er es andererseits gleichzeitig selbst mit an, zumal er im Ruf stand, speziell die Herausforderungen einer nach Etablierung strebenden Kolonialmacht in der *frontier* erfolgreich anpacken zu können.[25] In Südafrika rechnete er fest mit der Unterstützung der Siedler, die in ihrer Rolle als „begabte und ehrbare europäische Ehrenmänner in allstündlichen Kontakt mit den Xhosa-Häuptlingen gebracht werden soll(t)en".[26] Würden sich die Siedler für die Förderung und Veredelung afrikanischer Elite-Angehöriger interessieren, übernähmen diese umgekehrt die Gewohnheiten und Gesetze der Briten. So würden alte Sitten rasch ausgemerzt und der Weg zur Assimilation geebnet.

Doch die lokalen gesellschaftlichen Gruppierungen verfolgten eigene Interessen und begrenzten die Durchsetzung solcher Pläne. Die SiedlerInnen, ob burisch, britisch oder mit anderweitigem Hintergrund, ob landbesitzend, regional mobil oder erst eintreffend, verweigerten sich Greys Projekt, zumal in ihrer Auffassung von Herrschaft über AfrikanerInnen ein kolonialer Paternalismus, wie ihn Grey und Gray vertraten, grundsätzlich fehl am Platz war. Für die meisten SiedlerInnen am Kap gehörten AfrikanerInnen unter keinen Umständen „zur Familie". Ihre Präsenz auf den Farmen war lediglich als PächterInnen, ArbeiterInnen und Unfreie denkbar.[27] Infolgedessen musste koloniale Herrschaft, wie die Briten und die Mission sie intendierten, zwischen den *chiefs*, den heranwachsenden Jungen und Mädchen, den Vertretern der Kolonialbehörden und Repräsentanten der Kirchen ausgehandelt werden. In Zeiten rapiden, aber längst noch nicht finalisierten Wandels war diese Dynamik durch Ambiguität, nicht durch klare Verhältnisse geprägt.[28] Das Konzept des kolonialen Paternalismus stößt hier in mancher Hinsicht auch an Grenzen. Denn in der einschlägigen Diskussion wird ein solcher oft damit in Verbindung gebracht, dass traditionelle Herrschaftsformen trotz ihrer Antiquiertheit in die Moderne transferiert wurden und dabei meist die Autorität der entmachteten *chiefs* entgegen jeglicher Tradition im Sinne der Kolonialmacht ge-

25 Im Laufe seiner Karriere hatte er sich von einem Erkundungsreisen durchführenden Gouverneur in Südaustralien zu einem Kolonialgouverneur in Neuseeland gemausert, der eine sogenannte „Eingeborenenpolitik" formulierte. In mehr als einer Situation bereitete er also Land für die Besiedlung durch EuropäerInnen vor. Zu seinen verschiedenen Stationen vgl. Thomas Burr u. George Grey, Account of Governor Grey's Exploratory Journey along the South Eastern Sea-Border of South Australia, in: Journal of the Royal Geographical Society of London, 15 (1845), 160–184, und Gump, Imperialism, wie Anm. 10.

26 Zit. nach: Gump, Imperialism, wie Anm. 10, 90.

27 Vgl. Robert Ross, Paternalism, Patriarchy and Afrikaans, in: South African Historical Journal, 32 (1995), 34–47.

28 Vgl. Shula Marks, The Ambiguities of Dependence in South Africa. Class, Nationalism, and the State in Twentieth-Century Natal, Baltimore 1986.

stützt und neu erfunden wurde. Im hier dargelegten Fall traten die Briten jedoch dafür ein, die „traditionelle" Macht der *chiefs* zu beschneiden, um als „modern", „liberal" und „zivilisiert" etikettierte koloniale Praktiken der Herrschaftsvermittlung einzuführen.

Emma, ihre ebenbürtigen MitschülerInnen und andere Gleichaltrige wurden in all dies in der Rolle derjenigen verwickelt, die die Zukunft des kolonialen Projekts als Kolonialherrschaft und Zivilisation vermittelnde Frauen und Männer mittragen sollten. Sie brachten sich in die Aushandlungsprozesse kooperativ wie herausfordernd ein, oft nicht als „andere", sondern als angehende Herrscher und deren Frauen, die gleichwohl die Töchter und Söhne entmachteter Väter waren und die, als die Kolonialmacht aufgrund ihrer bald gefestigten Herrschaftsposition sie nicht länger benötigte, zu regulären MittlerInnen des kolonialen Projekts herabgestuft wurden. In dieser Funktion zählte für die lokale Bevölkerung wie für die MittlerInnen selbst weiterhin, dass sie aus souveränen Familien mit eigenen Interessen stammten. Für die „Kolonisierer" wurden diese MittlerInnen dann in erster Linie „schwarz", denn nur so konnten sie sich effektiv von ihnen abgrenzen.[29] Für die lokale Bevölkerung waren sie aber immer noch RepräsentantInnen aus Familien mit einst legitimiertem Führungsanspruch. Aber auch die Kolonialmacht sah sich weiterhin bemüßigt, für Emma zumindest eine akzeptable Stellung als Hauptfrau zu erwirken.[30] Um also das langfristige Herstellen von kolonialer Ungleichheit auch in Bezug auf „race" und Geschlecht zu begreifen, ist es notwendig, Geschichte(n) wie die der Emma Sandile in all ihren Differenzierungen und in ihren eigenen historischen Bezügen zu thematisieren, die ja im Globalen und in der Kolonialisierung nie ganz aufgingen.

Um solche Geschichte(n) erneut zusammenzufügen und die Frage nach großen Reichweiten wieder aufzugreifen, bedarf es der vorübergehenden Entgrenzung hergebrachter analytischer Container und Kategorien. Ann Stoler und Frederick Cooper haben diesbezüglich dafür plädiert, zumindest Metropole und Kolonie nicht länger als dichotomisch aufeinander bezogene, gar getrennt voneinander zu betrachtende Räume zu verstehen, sondern als *ein* umfassendes, von Spannungen kreuz und quer durchzogenes Gefüge.[31] Die Erzählung der Spannungen und Konflikte an unterschiedlichen Verortungen muss jeweils unterschiedlich geprägt bleiben. Doch resultiert allein aus dieser Erweiterung noch keine globalisierte Geschichtsbetrachtung. Ann Stoler schlägt deshalb fernerhin vor, nach „imperialen Formationen" außerhalb der europäisch dominierten kolonialen Spannungsgefüge zu schauen und nach deren Verknüpfungen mit

29 Dieser Prozess setzte in den 1880er Jahren ein und konsolidierte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Vgl. Marilyn Lake u. Henry Reynolds, Drawing the Global Colour Line. White Men's Countries and the International Challenge of Racial Equality, Cambridge 2008.

30 Der Rassismus moderner Prägung kam bei dieser Schicht früher an als bei denjenigen, denen eine Kooptation in das koloniale Projekt nie richtig angeboten wurde.

31 Vgl. Ann Laura Stoler u. Frederick Cooper, Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda, in: dies. Hg., Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World, Berkeley 1997, 1–56.

den europäisch-kolonial geprägten Erfahrungsräumen und Interaktionsszenarien zu forschen. Hier lohne es, nach „modularen Verknüpfungen" zu fragen, einer besonderen Art, Beziehung und Verflechtung thematisch zu fokussieren.[32] In diesem Sinne hat Stoler zum Zusammenhang von Kindererziehung, „race" und „class" im Kontext der Sicherung bürgerlich-kolonialer Ordnung gearbeitet. Sie hat dabei nach „Zirkulationen der Wissensproduktion und Strategien rassischer Unterscheidung" sowie nach dem Wissenstransfer zwischen Kolonialreichen und dessen Implementierung gefragt, bei der Ungleichheit produzierende Praktiken übernommen, angeeignet und in ihrer Wirkungsintensität verändert wurden.[33] Die Handlungsspielräume kolonisierter Frauen greift sie nicht gesondert auf, was auf eine entsprechende Quellenlage zurückzuführen sein mag. Die südafrikanische Fallstudie, die im Vergleich zu Stolers Thema zeitlich etwas früher liegt und die streng besehen der Durchsetzung von Herrschaft in der *frontier*, weniger der Korrektur etablierter Herrschaftsverhältnisse galt, eröffnet allerdings die bei ihr fehlende Perspektive auf das Handeln der SchülerInnen und das ihrer Mütter und Väter in deren Auseinandersetzung mit Kolonialstaatlichkeit. Solche Auseinandersetzungen modular zu verknüpfen, um ein Thema größerer Reichweite zu entwickeln, bleibt die ständige Herausforderung an GlobalhistorikerInnen.

Ein Konzept wie das von Stoler ist kompliziert. Trotzdem besticht es, weil es, will man kolonial dominierte und sozial weniger privilegierte Räume sowie das Handeln historischer AkteurInnen in diesen Sphären nicht allein zur Bespiegelung der „Zentren" und „Mächtigen" nutzen, die permanente Rückkoppelung an Mikroszenarien einfordert. Es erlaubt zu fragen, was koloniale AkteurInnen zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Kontexten taten, als sich die weitreichenden Strukturen globaler Verdichtung manifestierten. Dies sensibilisiere, wie Ann Stoler betont, für ein multidimensionales Denken, das nicht mit fast kartographischer Eindeutigkeit historische Entwicklungen abzubilden zum Ziel habe.[34]

3. „Erschriebene" Verwandtschaft als Ausdruck kolonialer Globalisierung

Wie die Geschichte der Emma Sandile zeigt, lohnt es sich, bezüglich der Positionierung kolonisierter VermittlerInnen zur (Kolonial-)Macht in besonderem Maße über „erschriebene" Verwandtschaftsverhältnisse und Überlappungsbereiche mit (kolonialem) Paternalismus nachzudenken. Europäische Kolonialismen des 19. Jahrhunderts gelten gemeinhin als paternalistisch gefärbte Herrschaftsentfaltungen, die in zahlreichen

32 Vgl. Ann Laura Stoler u. Carole McGranahan, Introduction. Refiguring Imperial Terrains, in: dies. u. Peter C. Perdue Hg., Imperial Formations, Santa Fee 2007, 3–42.

33 Vgl. Ann Stoler, Tense and Tender Ties. The Politics of Comparison in (Post)Colonial Studies, in: Itinerario, 27, 3–4 (2003), 263–284; Stoler/McGranahan, Introduction, wie Anm. 32, 5 f.

34 Vgl. Stoler/McGranahan, Introduction, wie Anm. 32, 14.

afrikanischen Gesellschaften gerade deshalb auf Resonanz stießen, weil es dort eigene Formen patriarchaler Macht über Zugehörige im Haushalt und im Verwandtschaftsverband gab. Dennoch lässt sich das am europäischen Geschichtsbeispiel entwickelte Konzept nur mit Vorsicht auf Situationen in afrikanischem Umfeld übertragen. Denn im kolonialen Kontext prägte der Aspekt von „race" die Abhängigkeitssituationen stets mit, wenn auch nicht zwangsläufig dominierend, so doch zumindest ambivalent im Hintergrund. Emma wusste mit den kolonialen und missionarischen Paternalismen ihrer Briefempfänger umzugehen, übernahm sie aus ihrer eigenen Sozialisation und spielte gleichzeitig mit ihnen, um sich Handlungsspielraum und Privilegierung auszubedingen. Ohne Verheiratung mit einem christlichen *chief* und ohne Tätigkeit auf einer Missionsstation hatte sie im kolonialen System von ihrer Seite aus aber nur wenig in die Waagschale zu werfen. Vielleicht auch deswegen zog sie sich zurück in eine als „rot" bezeichnete Beziehung, in der ihr Mann wie zahlreiche andere afrikanische Männer dem Staat gegenüber zwar entmachtet wurde, in die aber weder Kolonialmacht noch Mission empfindlich hineinregierten. Offensichtlich zog Emma eine eigene Familie und Verwandtschaft jene der „erschriebenen" Beziehungen zu ihren „Kolonisierern" vor. Historisch unterschiedliche Auffassungen von Verwandtschaft und von der Autorität älterer Männer trafen hier also aufeinander, ohne dass sich ohne weitere Detailstudien feststellen ließe, wie genau sich die Auffassungen überlappten und worin sie sich voneinander unterschieden.

Versteht man diesen Aspekt der kolonialen Begegnung im globalisierten Kontext, ist es fast unumgänglich, über paternalistische und patriarchale Herrschaftsbeziehungen erweitert unter Bezugnahme auf verschiedene Vorstellungen von Verwandtschaft nachzudenken – denn ganz offensichtlich berühren sich hier Vorstellungen und Praktiken, ohne kongruent zu sein. Durch die konzeptuell zunächst einmal offene Berücksichtigung der auf tatsächliche wie metaphorische Verhältnisse von Familie, Verwandtschaft, Paternalismus und Patriarchat gerichteten Sprache lässt sich eine Quellenbasis eruieren, um sich Emmas Beziehungssystem deskriptiv anzunähern. Zwar ist bekannt, dass auch afrikanische Herrschafts- und familiale Machtverhältnisse paternalistisch und patriarchalisch strukturiert waren, doch aufgrund der fehlenden Quellen lassen sich keine wirklich historisierenden Aussagen über deren Wirkweise und Wandel treffen. Die Briefe, die ja bereits das Spiel mit den Optionen enthalten, können demzufolge gar nicht von vornherein unter einem einzigen konzeptuellen Zugang gelesen werden.

Die sich mit Ungleichheiten von Gender und „race" befassende Forschung erweiterte die Definition von Kolonialismus zuletzt erheblich, indem sie darauf hinwies, dass Kolonialherrschaft in den sich wandelnden Strukturen des Häuslichen und Intimen, von Familie und Verwandtschaft stattfand, mithin an Orten, an denen koloniale Herrschaft täglich, praktisch und stets konkret produziert wurde.[35] Über Verwandt-

35 Vgl. Gouda/Clancy-Smith, Introduction, wie Anm. 11; vgl. auch Ann Laura Stoler, Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule, Berkeley 2010.

schaft zu sprechen hieß immer auch, über die kolonialen Verhältnisse zu sprechen, die meist variantenreich paternalistisch gefärbt waren. Anders verhielt es sich übrigens in einer Siedlerkolonie wie Algerien, wo die Grenzen der Verwandtschaftsterminologie deutlich sichtbar wurden. Ähnlich wie es am südafrikanischen Ostkap Gouverneur Grey erfuhr, bedienten sich dortige SiedlerInnen, deren Identität als Gruppe sich gerade herausschälte, stattdessen des Elements der Feindschaft. Über die Araber hieß es, sie entzögen sich dem französischen Zugriff, weil sie ihre Frauen vor dem Anblick der Siedler verbargen.[36] Interessanterweise geschah dies in einem Moment, in dem auch muslimische Nationalisten, im Rahmen ihres Kampfes für „eigene" Rechte unter den Bedingungen französisch-kolonialer Beherrschung, Frauen als Objekte betrachteten, für die dieser „eigene" Rechtsbereich ausschließlicher gelten sollte als für Männer. Während aber auch hier wie in zahlreichen anderen, durchaus bahnbrechenden Untersuchungen die Rolle weißer und kolonisierender Frauen akribisch und mit viel Gewinn analysiert wurde und so eine erweiterte Definition des weitreichenden Phänomens von Kolonialismus ermöglicht wird, fehlen wieder einmal die Stimmen der kolonisierten Frauen, sodass auch die in Frances Goudas and Julia Clancy-Smiths Sammelband bearbeiteten Fallstudien in Kontrast zu dem südafrikanischen Fallbeispiel stehen, in dem die Stimme einer schwarzen Frau zumindest fragmentarisch überliefert ist. Der Anteil kolonisierter AkteurInnen in der Ausgestaltung globalisierter Herrschaftsverhältnisse entzieht sich oft dem ersten Blick. Die alleinige Reduktion auf die Frage nach Schwarzsein und Weißsein verstellt den Blick darauf, wie sich hinter solchen Kategorien Gender und „race" konfigurierten und hier, gewissermaßen jenseits der dichotomisch aufgespannten Fassade zwischen „Schwarz" und „Weiß", eine Auseinandersetzung mit Macht aus changierenden Positionen der Ungleichheit stattfand.[37] Für die Phase vor dem Hochimperialismus ist das aber besonders erforderlich. Als Frau und in ihren sich wandelnden Positionen als Tochter, Pfand der Kolonialmacht, Schwester, Schutzbefohlene eines Bischofs, Missionsarbeiterin, Ehefrau, Mutter, Mit-Ehefrau und Witwe legt Emmas Geschichte den Blick frei auf die Wandlungsfähigkeit der analytischen Kategorien, mit der immer auch eine sich wandelnde Einbettung in die Matrix weiterer Kategorien und durch sie bezeichneter Beziehungen einherging.

Das südafrikanische Beispiel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts regt jedenfalls dazu an, in anderen Situationen, in denen Globalisierung kolonial erlebt wurde, über die Verwendung von Verwandtschaftsterminologie nachzudenken, wenn sie zum Herstellen ungleicher sozialer Beziehungen angesichts kolonialer Machtverhältnisse genutzt wurde. Auch im kolonialen Nyasaland, dem heutigen Malawi, spielte dieser Themenkomplex von 1920 bis 1940 eine Rolle. Dort wandten sich Kinder, insbesondere Jungen, deren

36 Vgl. Julia Clancy-Smith, Islam, Gender, and Identities in the Making of French Algeria, 1830–1962, in: Clancy-Smith/Gouda, Domesticating, wie Anm. 11, 154–174 u. 304–310, 154.

37 Die Matrix ließe sich fallspezifisch um Kategorien wie z. B. Religion und Generation erweitern, die aber im Rahmen dieses Beitrags nicht weiter diskutiert werden sollen.

Mütter aus lokalen Gesellschaften und deren Väter aus europäischen Ländern stammten, in persönlichen Notsituationen oder allgemeinen Zeiten der Krise an die Kolonialregierung, um mittels eines „schriftlich erhobenen Anspruchs auf Verwandtschaft" materielle Unterstützung durch ihre Väter zu erbitten.[38] In ihren Briefen bezogen sich die Schreiber auf persönliche oder als solche wahrgenommene Netzwerke. Sie formulierten eigene Interessen ohne großes persönliches Risiko, Sanktionen zu erfahren. Denn die Väter, deren Unterstützung die Schreiber suchten, waren ohnehin physisch und sozial nicht mehr greifbar. Sollten sie jedoch materielle Unterstützung aus der Ferne leisten, wäre für die Schreiber viel gewonnen. Nur ein einziges Mal tauchte in solch einer Korrespondenz der Fall eines Mädchens auf, offensichtlich weil sie ohne Verwandtschaft war, und sie schrieb in diesem Fall nicht einmal selbst.[39] Auf die Initiative der Jungen hin versuchte die britische Kolonialregierung, der es in Malawi nicht um Landnahme durch Siedler, sondern um die Ausbeutung von Kupfer und nach dem Ersten Weltkrieg auch zumindest ansatzweise um „Entwicklung" und „Modernisierung" ging, entweder, die Väter ausfindig zu machen oder die Jungen und das Mädchen in Ausbildungsverhältnisse bei Missionen zu bringen. Sie sollten zu disziplinierten Untertanen und fleißigen Arbeitern erzogen werden, diesmal nicht, um etwa verantwortungsvolle Posten in der Herrschaftsvermittlung zu übernehmen, sondern um Arbeit als Wert schätzen zu lernen und den „moralischen Geltungsbereich des Staates" zu bestätigen. Denn der Staat als Träger des kolonialen Projekts half notleidenden Kindern von „kolonisierenden", aber ihre Pflichten nicht erfüllenden Vätern und konnte für sich in Anspruch nehmen, nun selbst diese „väterlichen" Pflichten zu übernehmen. Hier trat der Staat als Vermittler auf, um sich gleichsam selbst zu legitimieren. Auch in diesem fragmentarisch überlieferten Briefwechsel beteiligten sich Kolonisierte am global inzwischen verfestigten, nach dem Ersten Weltkrieg moralisch bereits wieder in Frage stehenden und daher besonders legitimierungsbedürftigen Prinzip des Kolonialismus. Wie in anderen Phasen der Geschichte kolonialer Globalisierung bewegte sich Kolonialstaatlichkeit auf lokale Verständnisweisen von Herrschaft und Patronage zu, machte sich diese zunutze, um den eigenen Anspruchsbereich legitimatorisch abzusichern. Insofern steuerten die Briefe schreibenden Jungen auch ihrerseits die „gemeinsame Schaffung einer kolonialen moralischen Ökonomie [mit], indem sie einen historisch spezifischen Bereich persönlicher Verbindungen und Verantwortung schufen, der den Rahmen menschlicher Subjektivität und Handlungen neu definierte".[40]

38 Christopher Lee, Children in the Archives. Epistolary Evidence, Youth Agency, and the Social Meanings of „Coming of Age" in Interwar Nyasaland, in: Journal of Family History, 31, 1 (2010), 25–47.

39 Vgl. Lee, Children, wie Anm. 38, 34f. Für das Mädchen schrieb ein sogenannter „Adoptivvater", der ein Freund des leiblichen europäischen Vaters des Mädchens war. Ihre Mutter galt als verschwunden und hatte das Mädchen wohl nicht einer lokal verankerten Verwandtschaft übergeben.

40 Lee, Children, wie Anm. 38, 40.

Dass sich über den Anteil kolonisierter Mädchen und junger Frauen im Prozess kolonialer Herrschaftsaushandlung so wenig sagen lässt, fordert GlobalhistorikerInnen auf, darüber nachzudenken, wie sie mit diesen Lücken umgehen wollen, die geradezu konstitutiv für die Geschichte – nicht nur der kolonialen – Globalisierung sind. Globalgeschichtliche Narrative bedürfen deshalb des Umzirkelns von Leerstellen, die sich bei der Annäherung aus dem Blickwinkel derjenigen ergeben, die Globalisierung mehr „erleiden", als dass sie sie gestalten. Durch approximatives Umsäumen bleiben Leerstellen als Problem und Unebenheit im Narrativ zumindest sichtbar.[41]

41 Bei der Suche nach modularen Verknüpfungsmöglichkeiten ist es übrigens nicht zwingend notwendig, in regionalen oder kulturellen Bezügen gemäß „race" zu denken. So hat Gesine Krüger den Zusammenhang von Briefschreiben, Macht und Alltag sowohl in südafrikanischen Bezügen wie in europäischen Gesellschaften beleuchtet, die trotz einsetzender Industrialisierung noch weitgehend agrarisch geprägt waren. Bei aller Eigenheit der spezifischen Situationen werden hier doch immense Parallelen klar, die wiederum die Kategorie von „race", „class" und – in diesem Fall – „Kultur" relativieren, mithin alle jene Kategorien, die immer auch frauen- und geschlechtergeschichtlich verwoben sind. Vgl. Krüger, Schrift, wie Anm. 2.